
OTTO ZOFF

Die Huguenotten

*Geschichte
eines
Glaubenskampfes*



 Südverlag

bibliophil

OTTO ZOFF



Die Hugenotten

*Geschichte
eines
Glaubenskampfes*

Otto Zoff (1890–1963), in Prag geboren, entstammt der böhmisch-österreichisch-jüdischen Kultur. Er wuchs in Wien auf, studierte Kunst- und Literaturgeschichte, arbeitete für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften in Berlin und war auch kurze Zeit Lektor im Verlag Samuel Fischers. 1917 wurde Zoff von Otto Falckenberg an die Münchener Kammerspiele geholt. 1923 entschied er sich für eine Existenz als freier Schriftsteller, Dramatiker und Regisseur. Ab 1931 lebte Zoff primär in Italien, ab 1938 in Südfrankreich, bevor er dann 1941 mit seiner Familie in die USA emigrierte. Nach dem Krieg war Otto Zoff neben seiner schriftstellerischen und dramaturgischen Arbeit auch tätig als Amerika-Korrespondent des SWF Baden-Baden sowie als New Yorker Feuilleton-Korrespondent der FAZ.

OTTO ZOFF



Die Huguenotten
*Geschichte
eines
Glaubenskampfes*

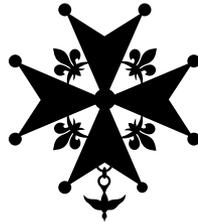
Mit einem Nachwort von
Manfred Bosch

Inhalt

Präludien des Unheils	7
Am Hofe Heinrichs II.	21
Die Gegenpartei	30
Einiges über Calvins Lehre	37
Beginn der Gegenreformation	46
Amboise	53
Die Notablenversammlung	64
Der Admiral	74
Die Ereignisse von Orléans	83
Die Auseinandersetzungen von Poissy und Pontoise	96
Die Unruhen von 1562	104
Der Religionskrieg beginnt	113
Die Schlacht von Dreux	124
Zwei Jahre Waffenstillstand	131
Jarnac	140
Die große Versöhnung von 1572	148
Das Attentat auf den Admiral	163
Die Bartholomäusnacht	171
Die letzten Jahre Karls IX.	180
Die dritte Partei	189
Heinrich von Navarras Gefangenschaft und Flucht	199
Der Krieg schleppt sich weiter	208

Gründung der Ligue	221
Coutras und Anneau	230
Barrikaden	242
Das Ende der Valois	250
Der Kampf um die Krone	261
Das Edikt von Nantes	278
Calvinistische <i>ratio</i>	287
Sully	296
Letzte Lebensjahre Heinrichs IV.	306
Regentschaft der Maria von Medici	316
Verfall der Hugenottenpartei	327
Ludwig XIII. besiegt die Hugenotten	334
Richelieu	345
Der Fall von Rochelle	353
Ende	369
„... welche Grotesken das Leben einem noch aufgespart hat ...“	
<i>Nachwort von Manfred Bosch</i>	
383	

Präludien des Unheils



*„Keine der Tugenden des Menschen
ist so erhaben und bewundernswert wie sein Mut [...]
Der Mut des Menschen [ist] seine größte,
vielleicht seine einzige Hoffnung [...]“*

OTTO ZOFF

Wenn eine entscheidende Epoche der Menschheitsgeschichte sich ihrem Ende zuneigt, um von einer anderen abgelöst zu werden, so beweist sich in diesem Umbruch der Zeiten noch augenscheinlicher, was auch sonst zu Recht besteht: dass sich nämlich politische, religiöse und wirtschaftliche Veränderungen unlöslich miteinander verschlingen, um der Welt eine neue Gestalt zu geben. Das Ziel dieser Veränderungen ist die Schaffung notwendig gewordener, stärkerer Verbindungen, ohne die eine schon brüchig gewordene soziale Struktur ins schier Unerträgliche verfallen müsste; aber ihre erste Wirkung ist stets eine lange und blutige Reihe von Trennungen.

Freilich währt es eine Weile, bevor der Umbruch, der einer Zeit widerfährt, von ihr ins Bewusstsein aufgenommen, und noch länger, bevor er von ihr bekämpft wird. Am Beginn jeder Revolution steht die Toleranz. Der Geist, der nach der Vernichtung der alten und der Aufrichtung der neuen Weltordnung verlangt, formt sich erst, während er schon wirkt. Er gibt sich nicht nur unansehnlicher, als er ist, er vermeint selbst nichts anderes zu bedeuten als den Versuch einer Säuberung, als eine gütliche Entwicklungsphase.

Als solch anspruchsloser Versuch einer Säuberung war der Protestantismus in Deutschland aufgetreten – dass er

über sich selbst zu einer Weltbewegung hinauswuchs, war von seinen Schöpfern nie gehant worden. Nicht anders war es in den übrigen Ländern. Und nicht anders war es auch in Frankreich.

Unter Franz I., der von 1515 bis 1547 herrschte als einer seiner blendendsten Monarchen – von jenem Typ, der noch aus der Niederlage einen Erfolg macht –, hatte sich das Land nicht nur seine Weltgeltung zurückerobert und nicht nur die Autorität der Krone über die widerspenstigen, nach Unabhängigkeit dürstenden großen Herren, es hatte sich auch dem Geist der Renaissance, der explosiv aus Italien in die Welt sprang, geöffnet. Es war ein neues Frankreich geboren worden, selbst verblüfft über die Raschheit der Wendung. Die äußere und innere Verengung, diese Trübung des Sehfeldes, wie sie das muffig zu Ende gehende Mittelalter mit sich gebracht, war überwunden – zwar nicht völlig, aber doch so weit, dass der Übermacht der Kirche die Unabhängigkeit des Staates, dem autoritären Glauben die Skepsis des Denkens, dem außerweltlichen Verbundensein der Genuss dieser tiefen, unerschöpflichen, schrecklich schönen Welt entgegengesetzt werden konnte.

Der lebensfrohe, vielverliebte, schwelgerische Monarch, dem das Grübeln wenig lag, der nur dem Impuls folgte, der mit seiner sonnenverbrannten Haut, den blitzenden spöttischen Augen und dem schwebend triumphierenden Gang so wenig Ähnlichkeit mit seinen bigotten Vorfahren hatte, übte in seinen Anfängen wenig Rücksicht auf die Einwendungen des Klerus: Er öffnete dem modernen, zutiefst erregenden italienischen Geist, der Tendenz zum Studium der klassischen Literatur und zur Entfesselung der Kunst, Tür und Tor. Wie er Leonardo da Vinci persönlich mit aus Italien nahm, damit er nun für Frankreich wirke, so bot er mit seinem verschwenderischen Hof allen italienischen Aus-

wanderern eine Freistatt: nicht um sie zu beschenken, sondern um Frankreich beschenken zu lassen. Es wird von ihm erzählt, dass er in unersättlicher Gier nach Bewegung und Sicherproben oft sechszigmal am Tag die Lanze im Turnier gebrochen hat – genau so wünschte er sein Volk: Es nahm den Kampf mit dem Alten auf, negierte alles Bestehende, führte die helle freudige Frührenaissance herauf.

Behende wird die Scholastik der Universitäten durch freie Wissenschaften ersetzt. Um der Theologie der Sorbonne mit ihren Inquisitionsprozessen, gegen die Franz nicht ankam, ein Gegengewicht zu schaffen, ruft er das Collège de France ins Leben, wo man die lateinische, griechische und hebräische Sprache lehrt und Vorlesungen über Medizin, Philosophie und Mathematik hält. Allerorten reißt man die gotischen Türme und Schanzen nieder, und landfremde Künstler – von den einheimischen mit Neid verfolgt – schaffen die großartigen Schlösser eines neuen Baustils: den Riesenbau Chambord, das Schloss Saint-Germain-en-Laye und vor allem Fontainebleau. Der König fördert alles, wenn es nur neu, nur nicht kirchlich, nur nicht prüde ist. Leonardo und Benvenuto Cellini sind seine Gäste, hoch besoldet, einen Kreis von Gelehrten versammelt er täglich um sich. Clément Marot wird sein Hofdichter. Dazu gesellt sich die Verliebtheit in Filigranarbeiten, Jagdfestlichkeiten, mythologische Festspiele, Glasbläsereien und Kunsttischlereien – der öffentliche Hohn auf die Sorbonne als einen Sitz der Gelehrsamkeit, wo sich nur mehr alte Weiber einfänden – die freche Zurschaustellung der Mätresenwirtschaft: Es hat alles in seiner positiven wie negativen Auswirkung dieselbe Quelle. Und es zerbricht die Gläubigkeit; was an ihre Stelle tritt, ist die Skepsis. Man hat mit geschlossenen oder gesenkten Augen gebetet: Nun reißt man sie auf, wundert sich und sieht.

Es wird nun, genauso wie in Deutschland, die Misswirtschaft, die in der Kirche herrscht, befehdet. Man beginnt über die Ursachen zu grübeln. Da ist dieser sinnlos sich selbst übertreibende Reichtum der Kirche und ihrer Orden. Die Unwissenheit und Sittenlosigkeit vieler Geistlicher. Die Verwahrlosung des Volkes in Seelsorge und Unterricht. Erzbistümer, Bistümer, Abteien und Priorate sind jungen Söhnen des Adels ausgeliefert, die ihren Residenzen bloß die Steuergelder entziehen, sich selbst aber in Paris aufhalten, um ein von Pflichten unbeschwertes Leben zu führen. Wenn aber die Herren sich um ihren Wirkungskreis nicht kümmern – warum sollten die Unteren es tun? Die Pfarrer versuchten, ihr Einkommen zu erhöhen, indem sie sich als Ärzte, Apotheker, Höflinge, Landwirte betätigten – oft haben sie jahrelang keinen Fuß auf die Stätte ihres Amtes gesetzt. Sie ernannten Stellvertreter, Vikare, und die nahmen die Pfarre in eine Art von Pacht. Auch sie aber zogen es vor, sich im Trubel des weltlichen Lebens aufzuhalten: Sie überließen die Obhut über Schule und Krankenhaus der Dienerschaft. Jede dieser Hände nahm aus dem Säckel, was sich in ihm noch vorfand. Für das Volk selbst blieb so gut wie nichts.

Die Kritik, die nun schon einmal eingesetzt hatte, machte aber noch nicht Halt. Es ging nicht mit rechten Dingen zu, nein. Dass man in einer Epoche des königlichen Aufstiegs lebte, wurde selbst vom unpolitischen Menschen erkannt. Land und Souveräne standen auf einer Machthöhe. Städte voll Selbstbewusstsein und Kraft, in Körperschaften gegliedert, einer klugen Wirtschaftsstrategie folgend, stützten die Unternehmungen des Königs. Das Gesamtreich, seit jeher konvergierend zu den zentralen Ebenen um Loire und Seine, ging der Einheit entgegen, wie es der romanische Geist schon längts getan. Das vergrößerte die Aussichten

auf kaufmännischen, gewerblichen Erfolg. Und man bekam von diesen „Fortschritten“ nichts zu spüren? Man blieb in Armut und Schmutz und Schweiß? Waren daran bloß die Missstände in der Kirche schuld? Was war es mit diesem Christentum, das alle predigten und dem keiner folgte? So wird der Ruf nach Reformen laut. Und was man in der mittelalterlichen Befangenheit nicht gewagt hätte: Es kommt zu Streiks. Am 1. Mai 1539 legten die Buchdruckergehilfen in Lyon ihre Arbeit nieder. Sie klagten, dass sie nicht satt würden, während die Besitzer der Werkstätten ihr Kapital in einem einzigen Jahr verdoppelt hätten. Sie wollten täglich 3350 Blatt abziehen, und die Pariser Typografen beschwerten sich mit Recht, dass sie schon 2630 Blatt nicht leisten konnten! Die Streikenden forderten, dass Lehrlingszahl und Lohn durch Schiedsgerichte bestimmt würden, die gleichmäßig aus Unternehmern und Gehilfen zusammengesetzt sein sollten. Als Antwort hob Franz I. zwar die Koalitionsfreiheit der Arbeiter auf, aber er konnte nicht hindern, dass Diskussionen, Flugschriften und Ausstände immer weitere Kreise zogen. Denn die Forschung, die er selbst entfesselt, hatte den Schimmer des Übernatürlichen von dieser Erde abgezogen: Das Volk sah in eine entgottete Welt.

Wenn Kirche und Königtum die Wahrheit nicht gaben, die doch irgendwo existieren musste: Wo fand man sie?

Sie fanden sie in der Schrift, der Bibel.

Am Eingang der französischen Reformation steht ein Bischof. Es ist der Bischof von Meaux, Guillaume Briconnet, Conte de Montbrun, früherer Gesandter Franz' I. beim Heiligen Stuhl. Was er von Rom zurückbrachte, war der Protest. Was er vorfand, war die Unordnung in der eigenen Diözese. Und indem er Luthers gewaltigen Anstoß auffing, begann er sein Bistum zu reformieren und in den Abendstunden einen Kreis gleichgesinnter Gelehrter – Farel,

Lefèvre d'Étaples, Michel d'Arande, Gérard Roussel – zu empfangen. Und um diesen Kreis wieder sammelt sich ein anderer Kreis – seltsam genug und welch ein Symptom! – von Handwerkern. Mit der Zeit finden sich Edelleute bei ihm ein – dann aber wieder ein Schiffer, ein Dorflehrer. Briconnet versucht, den Skandalen in der Diözese ein Ende zu setzen, er verlangt von seinen Pfarrern, dass sie in ihrer Pfarre und nicht in Paris wohnen. Was ist die Wirkung? Sie hängen ihm einen Prozess an. Er antwortet mit Predigten. Er verfißt in ihnen die revolutionäre Ansicht, dass die Menschen nicht ihre Börse, sondern ihr Herz zu Gott tragen sollen. Die Verblüffung der Einwohner von Meaux ist gewaltig. Man drängt sich in der Kirche, vom Land ziehen in Scharen die Bauern herbei. Man sieht in seinem Haus als Gäste Weber, Tapezierer, Tischler, Walkmüller.

Schon erregt die Bewegung eine Provinz nach der andern. Wer hat sie verursacht? Wer entfacht sie immer aufs Neue? Es ist alles noch chaotisch. In Lyon vereinigen sich ein paar Bürger, um mit Zwingli in Verbindung zu treten, ein stiller Gelehrter übersetzt hier Luther – im Auftrag von Marguerite, der Schwester des Königs. Und wieder sind es die Handwerker, vor allem die Buchdrucker, die sich anschließen. Sie protestieren gegen die hohen Kirchenabgaben, aber auch gegen das zu hohe Einkommen ihrer Arbeitgeber und die viel zu lange Arbeitszeit; sie versuchen einen Streik. In Annonay sind es Mönche, die geschlossen für Luther eintreten, einer von ihnen ist in Deutschland gewesen und erzählt, wie es dort unter den Bauern gärt. Die Obrigkeit beginnt mit Verhaftungen. Ihre Wirkung ist eine der beabsichtigten entgegengesetzte: Die Bewegung schafft Zentralstellen. Und jetzt, da die Inquisition eingreift, erheben sich die Universitäten: Die zu Bourges, Poitiers, Orléans veröffentlichen Proteste. Nach Orléans ziehen viele deut-

sche Studenten, sie erzählen, sie übersetzen die Schriften Luthers im geschlossenen Kreis. In Toulouse werden drei Professoren als Ketzer verfolgt, Haussuchungen folgen, man bringt fünfzig Verdächtige ins Gefängnis. Man verhaftet bald darauf in Noyon und Bordeaux. Es sind Gelehrte, Studenten, Lehrer, Geistliche, Adelige; aber es sind auch Goldarbeiter, Schiffer, Drucker, Tuchmacher; viel seltener sind es Bauern, diese am seltensten. Die Sorbonne versteigt sich so weit, von den Adelligen und Gelehrten zu schweigen, die sie verurteilen muss, sie erklärt, es seien „nur törichte Leute in geringen Verhältnissen, die es wagten, öffentlich von der genannten Häresie und angeblichen Religion zu sprechen und sie auszuüben, wie Schuhmacher, Schneider und andere Handwerker“.

Die ersten Reformierten in Frankreich waren, ebenso wie die in Deutschland, England oder den Niederlanden, gute Katholiken, die, auf der Grundlage der neu erwachten Gelehrsamkeit, gegen den Verfall der kirchlichen Sitten und des Mönchtums, aber auch gegen die Überspitztheit der scholastischen Methode Front machten; sie wollten nicht viel mehr als eine substantielle Frömmigkeit, dem Urchristentum angelehnt, den Lehren der Bibel gehorsam, dem Wort getreu. Sie fürchteten aber auch für die Autorität der Kirche, für den Bestand der Hierarchie. Sie pilgerten durch das Land, predigten und beteten. Jener Meister Jakob Fabry von Étaples, den man den Patriarchen der Reformierten in Frankreich nennen darf, war von franziskanischer Milde, und, obwohl er den Heiligen schon abgeschworen hatte, brachte er es doch nicht übers Herz, an ihren Bildern vorbeizugehen, ohne niederzuknien. Und er ängstigte sich vor dem Fegefeuer, das er leugnete. Auch die Bischöfe, die sich der Reformation mit Sympathie näherten, taten es im Glauben, ihrer Kirche zu dienen. Jener Guillaume Briconnet, der

der Diözese von Meaux vorstand, hatte, wenn er die Lehre von der Rechtfertigung aufnahm, nichts anderes im Sinn, als den geistlichen Dienst im Sprengel zu bessern. Wenn die ihm unterstellten Pfarrer, mit der dialektischen Gewandtheit der Zeit, immer nur von Pflichten zu reden wussten, ohne an ihre Erfüllung zu denken, so war das mit seiner Auffassung eines werkheiligen Christentums nicht mehr vereinbar.

Die Bürgerkriege, von denen zu sprechen sein wird, begannen mit Protestversammlungen, Disputationen, örtlichen Krawallen; aber keiner der damals so in Mode stehenden Weissager und Astrologen ahnte, dass vier Generationen in Blut und Elend ersticken würden. Der radikale Umschwung trat erst mit dem Tage ein, da der Sorbonne offiziell die Streitschriften Luthers vorgelegt wurden, und das geschah im Jahre 1520. Diese bedeutende, theologische Universität von Paris hatte zwar ihre große Zeit hinter sich, ja, sie war schon im 14. Jahrhundert zum Gespött der gebildeten Welt geworden, ein über die Schultern betrachteter Hort der Reaktion; aber für die Masse war und blieb sie die Hüterin der lateinischen Orthodoxie. Von den wenigen verachtet, war sie doch von allen gefürchtet. Eine Gefahr für jeden geistigen Fortschritt, devot und gehorsam, hielt sie die Satzungen des päpstlichen Stuhles aufrecht. Sie hat Marsilius von Padua verdammt, Wyclif und Hus verfolgt, Reuchlin ausgestoßen. Nichts lag ihr näher, als dass sie der Renaissance, die nun auch in Frankreich ihren Einzug hielt, zum unversöhnlichsten Gegner wurde. Die Sorbonne erklärte, dass das Studium griechischer und römischer Schriftsteller Häretiker züchte, und sie bestimmte, dass die griechische Sprache in ihren Mauern nicht gelehrt werden dürfe. Wer aber gar die hebräische Sprache lernen wollte, um die Bibel in ihrer Ursprache zu lesen, wurde Kandidat für den Feuertod.

Immerhin, trotz Scheiterhaufen und Beschlagnahme der Güter: Solange Franz I., französischer Renaissance-Fürst nach italienischem Muster, noch seinen protestantischen Neigungen Raum gab, solange er sich für stark genug hielt, unabhängig vom Papst die Grenzen seines Reiches zu sichern, wurde die Sorbonne in gewissen Schranken gehalten. Noch lebte an seinem Hof seine Schwester Marguerite, die hellste und heiterste Gestalt der Zeit, liebenswürdig, warmherzig und gebildet, sein guter Geist. Sie blieb freilich viel zu kurz bei ihm. Als sie den König von Navarra heiratete und fort von dem strahlenden Hof und dem strahlenden Bruder musste, um in das entlegene Ländchen Béarn zu übersiedeln, das so nah den Pyrenäen, den Wölfen und Räubern und so fern der großen Welt lag, da machte sie ihr Schloss Nérac zur Zufluchtstätte der Verfolgten. Vor diesen Grenzen musste der Hass der Sorbonne haltmachen. Sie und ihr Mann, souveräne Fürsten, verschieden im Charakter, aber einig in der Sympathie für Luther, gaben Zuflucht denjenigen, die im weiten Frankreich keine Zuflucht mehr fanden. Es war ein freundlich-stillschweigendes Einvernehmen zwischen ihr und dem Bruder. Er ließ sie – nicht ohne Amusement über ihre ihm so sonderbar erscheinende Vorliebe, das Leben ernst zu nehmen – gewähren, und sie erklärte sich aus Rücksicht auf seine Politik nicht offen als Protestantin. Je älter sie in vielen Enttäuschungen wurde, desto stärker scheuchte sie sich in sich selbst zurück und glich in ihrem Innern die Gegensätze der Zeit aus. Zu ihr flüchtete der Dichter Clément Marot, sie hielt die Hand über Bonaventure des Périers, an sie schrieb Melanchthon rührende Briefe der Verehrung. In ihren letzten Werken versuchte sie, die antike Philosophie mit der christlichen Lehre zu versöhnen. Der König aber wich Schritt für Schritt vor der Kirche zurück. Die Prediger lutherischer Färbung,

die er anfangs eingeladen hatte, an seinem Hof zu wirken, entließ er unter Vorwänden. Und Louis de Berquin, der die erasmischen und lutherischen Ideen am lebendigsten vertrat, wurde das sichtbarste Opfer der Konzession, die Franz der Politik machte.

Louis de Berquin erfreute sich der besonderen Obhut des Königs. Der Sorbonne war es trotzdem gelungen, ihn endlich nach schwersten Angriffen unter der Verdächtigung der Häresie zu verhaften. Aber Berquin musste, weil der Hof sich für ihn einsetzte und weil die gegen ihn erhobenen Vorwürfe nicht genügend begründet waren, wieder freigelassen werden. Die Sorbonne brachte neue Belastungsmomente vor, warf ihn, während der König nach der unglücklichen Schlacht von Pavia gefangen in Madrid saß, ein zweites Mal in den Kerker. Wäre Franz nicht noch rechtzeitig zurückgekehrt, so wäre es schon damals um das Leben des ruhigen, gottesfürchtigen, fünfzigjährigen Mannes geschehen gewesen. Man warnte Berquin. Man drängte ihn zu fliehen. Aber Berquin wich nicht, ja, er forderte den Syndikus der Sorbonne, Beda, zu einer Disputation heraus, die seinen Fall besiegelte. Denn der König, gerade in diesem Jahr auf dem schmählich tiefsten Punkt seiner Lebenskurve, besiegt von Spanien, an das er seine Kinder als Geiseln ausliefern musste, ohne Kredit im Lande, umlauert von Vasallen, die sich mit der feindlichen Macht zu seinem Sturz verbündet hatten, durfte es nicht wagen, auch noch den Papst gegen sich aufzubringen. Er ließ seinen Schützling fallen. Der Prozess wurde mit der entflammten Teilnahme des Pöbels geführt. Berquin bestieg auf dem Grève-Platz den Scheiterhaufen.

Von diesem Tage an gab der König den Widerstand auf. Ein Mann der Überzeugung war er nie gewesen, vor der Propaganda der Sorbonne kapitulierte er. Als eines Tages

an den Toren von Kirchen und Rathäusern in Paris, Rouen und Meaux Zettel hingen, die in zynischer Weise über die Dogmen der katholischen Kirche herfielen, als die Statue der wundertätigen Madonna in der Rue des Rosiers in Stücke zerschlagen und in den Kot geworfen wurde, war die Wut des Volkes wunschgemäß auf den Siedepunkt gebracht. Die Sorbonne erklärte, dass die unbekanntenen Übeltäter dem Tribunal nur zu gut bekannt seien: Niemand anders als die Träger der neuen Ideen seien die Schuldigen. Erschrocken begab sich der König nach Paris, um die Gemüter zu beruhigen, aber da hingen die verruchten Plakate nicht nur an den Kirchenmauern, sondern auch im Louvre, sogar in den königlichen Gemächern. Der Apparat funktionierte. Es war nur ein kleiner Schritt weiter, dass eine Verschwörung der Protestanten aufgedeckt wurde, die sich kein geringeres Ziel gesetzt hatte, als alle Katholiken während des Gottesdienstes zu ermorden. Zwar gelang es der Universität keineswegs, für ihre Behauptung auch nur einen einzigen Beweis zu erbringen, aber vierundzwanzig Schuldige oder Unschuldige wurden verhaftet. Sie erlitten den Feuertod.

Es war am 9. Januar 1535, dass sich die große Hinrichtungsprozession vom Louvre nach Notre-Dame bewegte. An ihrer Spitze schritt der König mit einer brennenden Fackel, das Haupt entblößt, neben und hinter ihm die Kinder, die Königin Eleonora und die Mätresse, Madame d'Étampes, ihnen folgten die Würdenträger mit ihren Damen. In der Kathedrale zu Notre-Dame hielt der König eine Rede. „Hier, dieser mein rechter Arm“, rief er pathetisch aus, „wäre er von der Häresie verseucht, ich schnitte ihn ab! Und wäre eines meiner Kinder so verdorben, dass es diesem Ketzer glauben anhinge, so brächte ich es mit eigener Hand Gott dem Allmächtigen als Opfer dar!“

Die Sorbonne hatte gesiegt.

Die Kirche hatte sich befestigt. Sie konnte es sich leisten, von diesem Tage an die Verfolgungen zu steigern und Maßnahmen gegen die in ihr herrschenden Missbräuche zu unterlassen. Ja, noch unverhüllter wurden diese Missbräuche zur Schau gestellt.

Wer aber gedacht hätte, dass die Frivolität einer Steigerung nicht mehr fähig sei, der musste eine peinliche Überraschung erfahren, als der König starb und Heinrich II., sein Sohn, den Thron bestieg. Die der niedrigen Gesinnung gezogene Grenze liegt immer viel weiter, als diejenigen träumen, die im Ablauf der Geschichte die Gerechtigkeit erwarten. Es gibt, gewiss, auch eine historische Gerechtigkeit – aber sie kennt nicht den Zeitabschnitt von Jahren, sondern nur den von Jahrhunderten. Dieser Heinrich II. hatte, da mit der Kirche ein Konkordat geschlossen worden war, das Recht in der Hand, die geistlichen Pfründen selbst zu besetzen, unabhängig, ganz nach Gutdünken. Eine billige und bequeme Art, Dienste zu belohnen, die ihm von Staatsmännern und Soldaten geleistet wurden. Auf diese Weise wurde freilich der studierte Theologe immer stärker aus der Kirche verdrängt – aber Skrupel kannte das Haus Valois nicht, Kriegsleute, die ihre Kompanien zu Fuß anführten, leben prächtig vom Ertrag ihrer Abteien. Andere wieder wechseln ihren Beruf. Die gestern noch Soldat oder Kaufmann gewesen sind, gehen morgen in bischöflichem Ornat einher. Und abermals eine kurze Zeit später kommt es nicht mehr darauf an, sich ein Verdienst erworben zu haben; viel wichtiger wird es, sich eine gute Beziehung zur königlichen Mätresse, der Herzogin von Valentinois, zu schaffen. Denn großmütig und gutherzig, wie der König nun einmal war, hatte er ihrer Bitte, die Verteilung der geistlichen Ämter in ihre Hand zu legen, nicht widerstehen können. Schon im Jahre seines Regierungsantrittes, 1547, hatte Heinrich II.

die Bekämpfung der Lutheraner in die Hände eines staatlichen Ausnahmegerichtes gelegt. Noch um einiges schärfer ging man gegen die Calvinisten vor. 1549 waren 72 französische Protestanten nach Genf geflohen, im folgenden Jahre waren es schon 122, und abermals ein Jahr später war die Zahl auf 285 angewachsen.

Aber der Angriff weckt die Verteidigung, und neue Waffen schaffen neue Abwehrmaßnahmen. Das Luthertum, das seinen Anhängern die Vertiefung der inneren Einkehr, aber nicht die Methode zur äußeren Behauptung wies, das in seinen Moralgesetzen auch nicht radikal genug war, um den Tod für die Idee als das geringste Opfer selbstverständlich zu machen, verlor unter den immer härter bedrängten französischen Reformierten an Boden und wurde vom Calvinismus verdrängt. Der große Reformator, Parteiführer und Staatsmann von Genf machte den Mönch von Wittenberg vergessen. Und nun erst, unter der Diktatur Calvins, die ebenso unerbittlich wie vorsichtig, von jedem Gefühlsaffekt gelöst, die Bewegung auch auf französischem Boden leitete, nahm die Reformation, allen Widerständen zum Trotz, ja an ihnen sich steigernd, ihren Aufschwung. Gewiss hatten schon unter Franz I. ganze Städte wie Caen, Rochelle, Poitiers eine entschiedene Hinneigung zur Reformation gezeigt; aber es war Privatangelegenheit der Einzelnen geblieben, unangefochten von den Magistraten. Nun aber kam es zu entschiedenen Zusammenschlüssen. Es bildeten sich Gesellschaften in der Normandie, in so ziemlich allen Städten an der Loire, die sich gemeinschaftliche Verfassungen gaben und endlich das Genfer Konsistorium einführten. Um den Beschlüssen Rechtskraft zu geben, wurden regelmäßige Versammlungen der Abgeordneten eingeführt. Und endlich wurde ein allgemeines Glaubensbekenntnis angenommen. Es waren ganze Gemeinden, die – davon durchdrungen,

dass sie nur für die Religion und nicht für eine neue staatliche Ordnung einstanden – sich radikal der biblischen Lebensführung zuwandten, nicht der Erreichung des Seelenheils wegen und nicht der guten Werke wegen, sondern ausschließlich zum Ruhme Gottes. Hätte man sie unangefochten gelassen, so hätte die innere Abscheidung von der Welt und ihren Interessen kaum Erschütterungen hervorgerufen. Sie arbeiteten hart an der Vervollkommnung ihres ethischen Lebenswandels, der – damals noch – eher eine Ähnlichkeit mit der Weltflucht des mittelalterlichen Mönchtums als mit einer sozial verantwortlichen Weltdurchdringung hatte. Aber man ließ sie nicht unangefochten, sondern schuf Märtyrer.

Um das Jahr 1558 hatten, einer vorsichtigen Schätzung zufolge, die Reformierten die Zahl vierhunderttausend erreicht.



Am Hofe Heinrichs II.



Es ist nicht möglich, in dem Bericht der Vorgänge fortzufahren, wenn man nicht vorher über die Person des Königs und seine Umgebung einiges mitteilt.

Heinrich II., als der Nachfolger seines Vaters, war dessen Gegenteil in allem und jedem. Seine äußere Erscheinung versprach mehr, als sein Charakter hielt. Er war hochgewachsen und stattlich, das Gesicht regelmäßig, das Haar von braunem Glanz. Sein Auftreten war voll Würde. Er hatte sich von Kindheit an körperlich geschult, ritt zweimal in der Woche auf die Jagd, am liebsten auf Hirsche, und galoppierte sechs oder sieben Stunden durch die Wälder, ohne der Müdigkeit oder Gefahr zu achten. Wenn ein Pferd unter ihm zusammenbrach, sprang er auf ein anderes und galoppierte weiter. Trotzdem: Wer in sein Auge sah, das unter schläfrigen Lidern glanzlos in die Welt blickte, erkannte in ihm den farblosen, vielleicht nicht übelmeinenden, aber unbegabten Beamten. Er hatte seine Regierung mit den besten Vorsätzen angetreten, verkündete Steuererlass, mahnte seine Richter zu Gerechtigkeit. Ehe er die Krone ergriff, hatte er zu Gott gebetet, er möge ihn lange am Leben erhalten, wenn er seinen Völkern ein nützlicher Herrscher sein werde; wenn aber nicht, ihn früh sterben lassen.

Er war als Vierzehnjähriger der vierzehnjährigen Katharina von Medici vermählt worden, der wir auf der schreck-

„Keine der Tugenden des Menschen ist so erhaben und bewundernswert wie sein Mut ... Der Mut des Menschen ist seine größte, vielleicht seine einzige Hoffnung ...“

OTTO ZOFF

Was bleibt einem angesichts von Verfolgung und menschengemachten Gräueln? Nie aufhören, sich für Toleranz, Respekt und Menschenwürde stark zu machen! Im Jahr 1937 vollendet und von den NS-Behörden sogleich verboten, sollten „Die Hugenotten“ Otto Zoffs eines der meistübersetzten Werke der Emigration werden. Die lebendig geschriebene, historische Monografie zeichnet ein Jahrhundert religiösen Fanatismus in Frankreich nach und schildert das Verfolgungsschicksal der französischen Protestanten bis zur Aufhebung des Ediktes von Nantes, das ihnen seit dem Jahr 1598 Religionsfreiheit gesichert hatte. Mit den „Hugenotten“ hält die politische Wirklichkeit Einzug in Zoffs Arbeit: Das Buch kann kaum anders verstanden werden denn als Reflex auf die Schrecken des eigenen Jahrhunderts. Ein eindringliches Plädoyer für Vernunft und Humanität.

 Südverlag

bibliophil

ISBN 978-3-87800-131-7



9 783878 001317